

„Wir selbst sind das Schicksal“

Unerbittliche Abrechnung mit dem Leben — Pianist Schiff und Autor Kertész sorgten für bewegende Momente

NEUMARKT — „Lieber András/in aufrichtiger Freundschaft“ — angesichts dieses Briefs, allein seiner Gruß- und Schlussformel, fällt des Rätsels Lösung leicht, warum es zu diesem Olympietreffen im Reitstadel kam: zwischen dem Pianisten von Weltrang, András Schiff, und dem Literaturnobelpreisträger des Jahres 2002, Imre Kertész. Sie kennen, mögen sich seit Jahren, sie verbindet nicht nur irgendeine Künstlerfreundschaft, sondern sie folgen gemeinsamen (auch politischen) Idealen, tragen die gleiche Vergangenheit und sie sind beide Ungarn.

Langs Diskussionen über das gemeinsame Programm im Vorfeld, die „Neumarkter Konzertfreunde“ als zuverlässiger Logistikpartner, ein wie noch selten überfüllter Reitstadel: Das Ergebnis von alledem war ein präzise und einwoll konzipierter, interessanter, schließlich packender, bewegender Abend mit kenntnisreich aufeinander abgestimmten Beiträgen von Wort und Musik — nichts Zufälliges.

Enorme Wirkungen

Schiff hatte sich den „Konzertfreunde“-Fabbrini aufs Podium stellen lassen. Den brauchte er auch für die enormen Wirkungen, die er dem musikalischen Teil von Janacek über Bartok bis Beethovens abzuge-

winnen gedachte. Janaceks Sonate „Von der Straße 1.10.1905“, die auf Sträßenunruhen in Brünn Bezug nimmt, war eines der typischen doppelbögigen Stücke des Abends: mit ihrer Mischung zwischen spätromantischem Rauschen und brutalen Akzenten in der Vorwegnahme des Brutalismus (und entsprechenden Tendenzen in der Bildenden Kunst).

Schiff schafft mit viel Pedal und den ausladenden Möglichkeiten des Instruments einen Klangraum, in dem gerade der zweite Satz „Der Tod“ so transzendent wirkt, als halte das Thema in weite Ferne und weit über diese Welt hinaus. Schiff spielt mit großer emotionaler Beteiligung, schöpft für die zunächst strettahaft aufgepfiffelte Coda alle Reserven aus — bis das Thema in seine trostlos Repetition zurückkehrt: nicht nur ein Klavierstück, sondern ein Epitaph. Beide Künstler wollten den ganzen Abend lang diese dichten Eindrücke nicht durch Applaus gestört haben, sofort setzt Imre Kertész in dem letzten verhallenden Ton mit der Lesung aus seinem neuen Roman „Liquidation“ ein. Er hatte die Stelle gewählt, die mit den beiden Abschiedsbriefen der Hauptperson („B.“) zu tun hat. Der eine an den Lektor Keseru sehr lapidar: „Seid mir nicht böse! Gute Nacht!“ und der an Sara: „Sara, es ist zu Ende. Vorbei. Ich weiß, was ich dir antue. Aber es ist vorbei.“ Und dann zwei Seiten, die mit den Worten enden: „Nichts mehr zu tun haben mit dem ganzen Haulen quälender und ekelerregender Dinge, der ich bin ... danke für alles ... danke für den Traum ...“

Mit seinem ungarischen Akzent, mancher ungewohnter Betonung liest Kertész ohne jeden vokalen Aplomb, unaufwändig, leidenschaftlos. Bis selbstzerstörerische Kräfte hatte man eben schon in Janaceks Musik



Bruch mit Hörgewohnheiten: András Schiff stellte mit seinem eigenwilligen Klavierspiel stets den Bezug zu dem gelesenen Text her. Fotos: Etzold

gehört, man hört jetzt die zurückblickende Unerbittlichkeit, mit der B. sein Leben abrechnet.

Musikalisch schließt Bela Bartoks „Klänge der Nacht“ wie ein Traum an: mit vielen verhallenden Tönen über einer unaufhörlichen Bewegung, ganz nahe, ganz ferne Töne. Dann Kertész mit einer Passage aus dem Schlussteil von „Roman eines Schicksallosen“ (1996): ein ungeheuerliches Thema, ganz leidenschaftlos ausgebreitet, die Erschütterung findet im Leser statt.

„Hass auf alle“

Sich auf Kertész Lesung zu konzentrieren, fällt bei diesem Romanabschnitt leichter als zuvor: ein Erzählkontext nimmt einen an der Hand: der Rückkehrer aus dem KZ Buchenwald, in seinen Ami-Klamotten jetzt wieder in Budapest, der alten Heimat, ohne Billet in der Straßenbahn, mit dem Journalisten auf der Parkbank, an der Tur zur längst wieder besetzten Wohnung, im Gespräch mit alten Nachbarn. Jeder fragt ihn nach den Gräueln, nach der Hölle, er empfindet nur „Hass auf alle“, aber wie die Hölle ist, das weiß er nicht.

Das Thema der Gewöhnung, des schrittweisen Ablaufs von Zeit, das Glück des Alltags im Ungeheuerlichen, das erschüttert in dieser „Druso vor der Tür“-Variation umso

mehr, als hier mit dem Schrecklichen ungenügend. Kertész wird wie in jeder Tagesnachricht, der Existentialist, kommt wieder einmal zu dem Ergebnis: „Wir selbst sind das Schicksal“, fragt sich, wer denn Schuldiger und wer eigentlich Opfer sei, las die größte Absurdität ganz natürlich erleben.

Das jagt einem Schauer über den Rücken, genauso wie die attracca einsetzende „Waldsteinsonate“; sicher hat die irgend jemand auch in Auschwitz gespielt. Hier, in diesem Übergang von Kertész zu Schiff, waren die bewegendsten Momente des ganzen Abends.

Schiff spielt Beethovens Großartigkeit nie ohne Bezug zum eben Gehörten, spielt sehr eigenwillig und im Bruch vieler Hörgewohnheiten: unwirsch, von gläserner Härte, im Adagio mit Tönen, die so schwer wiegen wie jedes von Kertész Worten, ohne jede klassizistische Glätte — da wurden wie bei Bartok noch einmal Himmel gestürmt und weite Horizonte aufgerissen.

Das Publikum hatte in den doch fast zwei Stunden keine Gelegenheit gehabt, seine Gefühle zu zeigen, hatte mit äußerster Konzentration zugehört: Zum Schluss brachen sich die lange angestauten Emotionen in einem Beifallssturm Bahn.

UWE MITSCHING



Schwer wiegende Worte: Imre Kertész' Lesung jagte den Zuhörern Schauer über den Rücken.